

Raoul Biltgen
Schmidt ist tot

Roman

VERLAG
WORTREICH

1.

Schmidt«, sagte Schmidt in den Hörer. Dabei war es nicht seine Art, sich mit Namen zu melden. Schon gar nicht um diese Zeit. Aber vielleicht war es gerade diese Zeit und sein Zustand zu dieser Zeit, die ihn dazu brachten, etwas zu tun, was er normalerweise nicht tat. Sich mit Namen melden.

Es war acht. Oder kurz danach, denn um acht hatte Schmidt geschlafen. Nicht noch, sondern endlich. Er war krank. Nichts Schlimmes, aber doch, er hatte erst seit zwei oder drei Stunden geschlafen, und selbst diese kamen ihm vor wie vielleicht gerade mal zehn Minuten. Er hatte sich frei genommen an diesem Montag, weil er krank war, nicht schlimm, aber doch, und er hatte es gestern bereits kommen sehen, dass er eine Nacht mit wenig Schlaf vor sich haben würde.

»Schmidt«, sagte also Schmidt in den Hörer.

Der Hörer sagte nichts.

»Hallo«, sagte Schmidt in den Hörer.

»Hallo«, antwortete eine Stimme aus dem Hörer. Dann räusperte sich jemand und fragte: »Spreche ich mit Herrn Schmidt?«

»Ja«, sagte Schmidt.

»Schmidt Patrick?«

»Ja«, sagte Schmidt.

»Ah. Gut. Ja«, antwortete der Jemand. Dann: Stille am anderen Ende der Leitung.

»Ja bitte?«, fragte Schmidt, leicht genervt.

»Ja, also«, sagte die Stimme unbeirrt. Und dann wieder nichts mehr.

Jetzt war Schmidt nicht mehr nur leicht genervt. So früh am Morgen und so schnell schon genervt, das konnte was werden.

Er hätte liegen bleiben, das Telefon klingeln lassen, den fast stummen Anrufer ganz stumm am anderen Ende der Leitung sitzen lassen sollen. Er wusste nicht, wie oft das Telefon bereits in seinen Schlaf hineingeklingelt hatte, als er sich nach einem schnellen Blick auf die rot leuchtenden Zahlen des Radioweckers neben seinem Kopf, die acht Uhr in der Früh anzeigten, gut, kurz danach, dazu entschlossen hatte ranzugehen, obwohl er müde war und krank. War es etwas Wichtiges, hätte der Mensch, der ihm das mitzuteilen hatte, ja auch auf den ... Nein, er hatte natürlich vergessen, den Anrufbeantworter einzuschalten. Er hatte es sich vorgenommen, am Abend zuvor, er hatte es ja kommen sehen, dass er eine Nacht mit wenig Schlaf vor sich haben würde, aber dann darauf vergessen in den vom Fieber durchnebelten Gedanken.

Hatte er so hohes Fieber?

Nein, so hohes Fieber hatte er nicht, es war doch nichts Schlimmes, nur eine leichte ...

Noch ein wenig weiter überlegen, es noch ein wenig länger hinauszögern, und es wäre ohnehin zu spät gewesen. Aber

nein, Schmidt war aufgestanden und zum Festnetztelefon gewankt, hatte den Hörer an sein Ohr gehoben und »Schmidt« gesagt, und nun stand er da, müde, krank und genervt über die stumme Stimme und sich selber auch.

»Ja, also«, wiederholte die Stimme. Es wurde nicht besser. Oder doch? Die Stimme fuhr fort: »Ja, also, leider habe ich die schlimme Pflicht, Ihnen, Herr Schmidt, eine Mitteilung ... mitzuteilen, also eine Nachricht. Spreche ich mit Herrn Schmidt Patrick, dem Bruder von Schmidt, Moment, René?«

»Das tun Sie«, sagte Schmidt und schloss die Augen dabei.

»Nun, Ihr Bruder, Herr Schmidt, Herr Schmidt René, muss ich Ihnen leider mitteilen ...«

»Ja?«

»... ist tot.«

Schmidt schwieg. Jetzt war er nicht mehr zu müde oder zu unfähig, krank, wie er war, zu reagieren, nein, er wusste ganz einfach nicht, wie er reagieren sollte. Oder er wollte nicht so reagieren, wie man in den Filmen reagierte. Oder ...

»Herr Schmidt?«, fragte die Stimme.

»Mit wem spreche ich?« Diese Frage war nicht geplant, und doch, es war die richtige, es war richtig, dass genau diese Frage jetzt aus Schmidts Mund in die Sprechmuschel purzelte, weil es ein Scherz war, diese Stimme erlaubte sich einen Scherz mit ihm. War heute der erste April? Schmidt überlegte. Nein, der erste April war vor zwei Tagen gewesen. Es war also nicht der erste April, es war Montag, es war der dritte.

»Oh, Entschuldigung, mein Name ist Müller, Herr Schmidt ...«

An dieser Stelle musste Schmidt fast lachen. Fast. Er tat es nicht.

»... Müller, Polizei Wien.«

»Ja?« Schmidt versuchte, einen freundlicheren Ton anzunehmen, was ihm aber nicht gelang.

»Haben Sie verstanden, was ich Ihnen gesagt habe?«

»Ja.«

»Dass Ihr Bruder ...«

»Ja.«

»Mein Beileid.«

»Ja.« Nein, Schmidt konnte es wohl kaum dabei belassen, immer nur »Ja« zu sagen, also fügte er ein »Wie?« hinzu.

»Wie?«, fragte die Stimme, Müller, zurück.

»Ja, wie?«

»Wie meinen ...«

Schmidt wusste nicht, was er mit seinem »Wie« gemeint hatte. Wie? War es ein »Wie bitte?«, oder ein »Wie ist er gestorben?«? Oder etwas anderes? Es war nichts von dem und auch nichts anderes, es waren einfach nur drei Buchstaben, die für keinen einen Sinn ergaben.

Oder doch, denn aus dem Hörer drang ein: »Ach so. Ja. Also ...«

Schon wieder »Ja, also.«

»... also, nun. Hätten Sie die Möglichkeit, nach Wien zu kommen, Herr Schmidt?«, fragte Müller in einem bedauernden Ton, den Schmidt ihm nicht abnahm.

»Ich lebe in ...«

»Ja, trotzdem«, unterbrach ihn Müller. Er wusste, wo

Schmidt lebte. Natürlich wusste er, wo Schmidt lebte, er hatte ihn ja angerufen.

»Wann?«

»Nun«, sagte Müller, »so schnell ... Sobald Sie Zeit haben, Herr Schmidt.«

»Herr Müller?«, fragte Schmidt.

»Ja?«

»Sind Sie Polizist?«

»Ich bin ... Ja, bin ich, ich bin Kommissar.«

»Ja«, sagte Schmidt, »Herr Müller«, sagte Schmidt und verbesserte sich, »Herr Kommissar ...«

»Herr Müller«, bot ihm Müller an.

»Bitte sagen Sie mir, wie ...«

»Ich würde es Ihnen lieber hier in Wien ...«

»Herr Müller ...«

»Herr Schmidt ...«

»Herr Müller ...«

»Es ist etwas ...«

»Ja?«

»Wirklich ...«

»Ja?«

»Heikel.« Müller gab sich alle Mühe, dieses »Heikel« heikel klingen zu lassen, brüchig und fast geflüstert. »Heikler, die Angelegenheit, Sie haben nicht zufällig die Zeitungen gelesen, die Nachrichten verfolgt, ich meine, die aus Österreich?«

Schmidt schaute plötzlich zur Decke. Stand etwas auf der Decke geschrieben? Nein. War ein Bild auf die Decke

gemalt? Auch nicht. Aber er schaute trotzdem hin. Und dann fragte er: »Wann?«

Müller: »Eben, sobald ...«

»Nein, wann?«

»Ist es passiert?«

»Ja.«

»Ja. Also. Vor einem Monat. Etwa.«

Schmidt schaute wieder hinunter. Im Flur, wo das Telefon auf einem kleinen Holzschrankchen stand, war es dunkel. Er dachte an seinen Bruder, der in Wien lebte, und ihm schoss ein Gedanke durch den Kopf: Er hatte ganz einfach keine Lust, sich hier und jetzt von seinem Bruder aus Wien verarschen zu lassen. Tot, ja sicher, ein Müller aus Wien, ja sicher, die Polizei, und sonst noch was? Nein? Nein. Und doch fragte er: »Warum?«

»Wie gesagt, es handelt sich um eine etwas heikle Angelegenheit, die ich nicht so einfach am Telefon ... Und, natürlich, es muss einiges in die Wege ... Naja, ich würde mir gerne Zeit nehmen für Sie. Wenn Sie es einrichten ...«

»Warum erst jetzt?«

»Ja, eben, wie gesagt.«

Warum Polizisten so blöde Menschen sein mussten, fragte sich Schmidt in dem Moment. Und warum sie es so kompliziert machen mussten. Und warum dieser Polizist aus Wien, Müller, warum der ihm nicht einfach sagen konnte, was passiert war mit seinem Bruder, René, in Wien. Oder warum René sich unbedingt einen Polizisten, wie er in einem Buch mit klischeehaft blöden Polizisten steht, hatte einfallen lassen

müssen, um Schmidt jetzt an der Nase herumzuführen. Was ihm nicht gelang.

Gerne hätte er einfach aufgelegt und sich wieder zurück ins Bett fallen lassen, doch irgendwoher drängte sich plötzlich ein seltsames Gefühl bis in seinen Magen, das er als schlechtes Gewissen darüber identifizierte, dass er sich scheinbar mehr darüber aufregte, dass dieser Polizist sich alles aus der Nase ziehen ließ, als dass sein Bruder vielleicht tatsächlich tot sein könnte.

Also ließ Schmidt sich vom Kommissar eine Adresse von einem Kommissariat geben, wo er den Kommissar würde antreffen können. In Wien.

»Und rufen Sie mich bitte an, wenn Sie kommen.«

»Ja.«

»Unter dieser Nummer.«

»Ja.«

René war ein Arschloch. Nein, er war kein Arschloch, aber er war auch nicht das, was man sich unter einem Bruder vorstellte. Er war ... weit weg. Und seine Scherze waren selten gut, aber selten genug, sodass dieser Anruf doch einen Funken Ratlosigkeit bei Schmidt hinterließ. Und Müller hatte nicht gelacht oder den Hörer weitergegeben, sodass jemand anderer hätte sagen können: »Reingelegt.«

Schmidt schlüpfte in Mantel und Schuhe und ging vor die Tür. Es regnete nur ein wenig.

Schmidt ging in die Stadt und kaufte sich eine Schachtel Zigaretten, die er, nachdem er sie gekauft hatte, in den nächsten Mülleimer schmiss, denn er war Nichtraucher.

Schmidt hatte nach seinem Schulabschluss Rechtsanwalt werden wollen.

Schmidt war Lehrer.

Schmidt musste mitten auf der Straße so stark husten, dass sich eine Passantin umdrehte. Sein Hals schmerzte und sein Mund schmeckte nach Eisen, also ging er zum Arzt und ließ sich Medikamente verschreiben und eine Bescheinigung mitgeben, dass er krank war, was er war. Er hatte sogar Fieber, das stand auf der Bescheinigung: mit Fieber.

Nachdem er eine Tablette mehr als angegeben geschluckt hatte, legte sich Schmidt unter die schwitzige Daunendecke ins Bett, wie es ihm der Arzt angeraten hatte, statt im Regen rumzulaufen, wie es die Kinder in den Ferien in zwei Wochen rund um Ostern machen würden, also wirklich, Herr Schmidt.

Später, am Nachmittag des gleichen Tages, stand Schmidt auf, nachdem er nicht geschlafen hatte, und kotzte ins Klo.

2.

René war zwei Jahre älter als Patrick. René war ein guter Schüler gewesen, ein besserer als Patrick, und er hatte Patrick einmal die Hausaufgaben geschrieben, weil dieser zu müde gewesen war, oder krank?, und es selber nicht geschafft hatte. René hatte gemeint, er habe ein paar Jahre zuvor die gleiche Lehrerin gehabt wie Patrick jetzt, sie würde sicher lachen, wenn er es ihr sagte.

Die Lehrerin hieß Klein und lachte nicht. René lachte. Laut. Ha ha.

Patrick betete oft in der Nacht, Gott möge dafür sorgen, dass Klein am nächsten Tag gut gelaunt zur Schule kommen würde. Patrick hatte Angst vor Klein. Patrick konnte oft nicht einschlafen, weil er Angst hatte, eine Hausaufgabe vergessen zu haben. Patrick vergaß nie seine Hausaufgaben. Klein war selten gut gelaunt. Der Pfarrer und Religionslehrer sagte, beten funktioniere nicht nach dem Verlangen-Prinzip, man müsse schon selber etwas tun. Also betete Patrick in der Nacht, Gott möge ihm dabei helfen, dass Klein am nächsten Tag gut gelaunt zur Schule kommen würde. Dabei war Patrick nicht dumm. Mit elf Jahren schmiss er die Religion über Bord, eine bewusste Entscheidung, doch da lag Klein bereits drei Jahre zurück, also fiel diese klare Entscheidung gegen die Religion doch etwas spät aus.

Derweil sein Bruder René laute Musik hörte und in zerrissenen Jeans auf laute Konzerte ging und, das wusste Patrick, auf Häuserwände Anarchiesymbole mit rotem Autolack spritzte und aus Schnipseln Zeitungen klebte, die einer linksgerichteten Politik zugetane Sprüche nicht entbehrten.

Also wurde auch Patrick ein Linker.

René war nicht Patricks Vorbild, nein, René war Patricks Gegner. Immer schon gewesen. Der Altersunterschied hätte größer sein müssen, damit Patrick René als Vorbild sehen hätte können. Patrick machte, was René machte, um ihn zu übertrumpfen. Um von Renés Freunden als Freund anerkannt zu werden. Da René unmusikalisch war, machte Patrick mit Renés Freunden laute Musik, bis er merkte, dass diese zwar mit ihm laute Musik machten, aber trotzdem Renés Freunde blieben und nicht seine wurden.

Doch die Pubertät dauert nicht ewig und auch Patrick entwuchs ihr und fand seine eigenen Freunde, mit denen er laute Musik machen konnte, und, ja, dann wurden sogar ein paar von Renés Freunden auch seine Freunde, aber da war es ihm egal, weil René ihm egal war. Das redete er sich zumindest ein.

René malte, da er unmusikalisch war.

Patrick malte nicht, obwohl er das gerne getan hätte.

Er war froh, als René von zu Hause auszog, weil er an die Uni ging. Nach Wien, das war weit weg, und Patrick hatte seine Eltern und das Haus und die Stadt rund um das Haus und das ganze Land für sich allein.

Gut, das Land war klein und interessierte ihn in dem Fall recht wenig, zugegeben.

Patrick sagte gerne, dass diese letzten beiden Jahre zu Hause seine schönsten gewesen waren. Er wusste allerdings nie, ob er dies auch seinem Bruder gegenüber jemals erwähnt hatte. Er überlegte und überlegte, doch er kam nicht drauf. Aber wahrscheinlich nicht, denn irgendwann zog auch er von zu Hause aus und verlor René aus den Augen, wie man sagt.

Nein, das klingt so, als ob sie sich nie mehr wiedergesehen hätten nach Renés Auszug, was nicht stimmte. Patrick sah René zu Weihnachten und manchmal auch im Sommer, wenn René aus Wien nach Hause kam und in seinem alten Jugendzimmer übernachtete und den von der Mutter bereitgelegten himmelblauen Pyjama verächtlich auf dem Boden neben dem Nachtkästchen liegen ließ.

René kam meistens mit dem Auto von Wien nach Hause, um unabhängig zu sein und zu bleiben, wie er sagte, und Patrick wusste oft nicht einmal davon, dass René da war, denn René telefonierte nicht rum in der ganzen alten Welt, damit auch ja alle Bescheid wussten, dass er wieder da war, denn er war keiner dieser Menschen, die ins Ausland gingen, um als gefeierter Held in die Heimat zurückzukehren. Also rief René auch Patrick nicht an. Und so kam Patrick nach Hause zu seinen Eltern, mit dem Auto aus der gleichen Stadt, keine fünf Minuten Fahrt, und sah René im Wohnzimmer vor dem Fernseher sitzen, wie immer, als ob keine Zeit vergangen wäre, die Füße unter sich zusammengerollt wie eine in zwei Teile geschnittene, besiegte Würgeschlange, und Patrick sagte: »Hi.«

Und René sagte: »Hi«, und hob die Hand, die rechte, und schaute wieder zurück auf den Fernsehschirm.

Beziehungen zwischen Brüdern werden oft entweder als sehr dramatisch oder sehr harmonisch beschrieben, entweder man bekämpft sich ein Leben lang oder liebt sich zutiefst. Oft auch, nacheinander, beides. Doch Patrick hatte es im Laufe der Zeit und der Abwesenheit seines Bruders fertiggebracht, seine Egal-Haltung René gegenüber wahr werden zu lassen. Die Beziehung zwischen Patrick und René war vornehmlich durch Indifferenz geprägt. Keine Feindschaft mehr, keine Eifersucht, kein Neid, kein Mitleid. Auch keine Liebe, keine Sorge, Fürsorge oder ähnliches. Egal. René war Patrick egal geworden.

So wie Patrick René.

Das wusste Patrick nicht, er ahnte es. Etwas anderes zu ahnen wäre ihm auch nicht eingefallen.

3.

Schmidt saß vor dem Fernseher und dachte an seine und Renés Eltern. Und dann kam ihm ein Gedanke, den er vielleicht genau in dem Moment von irgendeiner schlechten Schauspielerin oder einem schlechten Schauspieler gehört haben mag, in einer schlechten deutschen Fernsehserie: »Gott sei Dank müssen sie das nicht mehr miterleben.«

Schmidt Patricks und Renés Eltern waren tot. Noch nicht so lange, die Mutter noch nicht so lange, der Vater nicht viel länger, und wem auch immer sei Dank mussten sie das nicht mehr miterleben.

Was? Was denn? Was war denn passiert?

Im Fernseher überschlug sich ein alter weißer Mercedes und fiel dann eine Böschung hinab, wo er liegen blieb, um dann, nur Sekunden später, zu explodieren. Ein schlechter Schauspieler und eine schlechte Schauspielerin standen oben am Rand der Straße, wo sie gerade aus einem schwarzen BMW ausgestiegen waren, sie war blond und er war blond und sie schauten die Böschung hinab, und sie hob eine Hand an ihr Gesicht, um das Flackern des explodierenden Autos aus ihren Augen zu drücken, und sie schob den Kopf beiseite, als ob sie einem an ihrer Wange vorbeizischenden Außenspiegel ausweichen wollte. Und dann schauten sie sich an.

Werden sie sich küssen?

Sie drehten sich weg von der Böschung und voneinander und stiegen ins Auto und fuhren davon, während die Kamera hochgezogen wurde, den schwarzen BMW von hinten zeigte, dann ein wenig mehr von der Umgebung, dann noch mehr, dann sah man das rauchende Wrack unten liegen. Abspann.

Aha.

Schmidt wusste, dass seine Eltern nicht so gestorben waren.

Schmidt wusste, dass René nicht so gestorben sein konnte.

Schmidt wusste, sein Vater war an Krebs gestorben, seine Mutter am Tod seines Vaters.

Schmidt hatte das Haus seiner Eltern nach dem Tod seiner Mutter verkauft und letzte Weihnachten war René nicht mehr nach Hause gekommen. Es gab kein Zuhause mehr. Für ihn. René hatte Patrick Mitte Dezember angerufen und ihm gesagt: »Es gibt ja kein Zuhause mehr. Für mich.«

Patrick hatte ihm nicht widersprechen können oder wollen, also hatte er es nicht getan.

Es gab ja kein Zuhause mehr. Für ihn.

Patrick hatte René eine Postkarte geschickt. Wie einer Tante, die man nur alle heiligen Zeiten einmal sieht. Allerdings hatte er sich die süßlich verschneite Winterlandschaft und auch den lustigen dicken Weihnachtsmann mit seiner roten Nase und seinem großen groben Sack erspart. Die Karte war blau gewesen und unten hatte ein Haus gestanden und oben in der rechten Ecke ein weißer Mond geprangt, wie von einem Kind gemalt.

Für wen gab es noch ein Zuhause?

Welches Kind zeichnete ein Rechteck mit einem Dreieck oben drauf, mit einem kleinen Rechteck auf dem Dreieck, aus dem in einem Bleistiftkringel der Rauch aufstieg in eine tiefe Winternacht, die von nichts anderem als einem krakelig hingetzten Mond beschienen war, und nannte dies Zuhause? Schmidt konnte sich beim besten Willen nicht erinnern, ob das junge Paar, das das Haus seiner Eltern gekauft hatte, von Kindern gesprochen hatte. War der Satz: »Das wär doch ein schönes Kinderzimmer?« gefallen, als sie an seinem Zimmer oder dem seines Bruders vorbeigegangen waren? Hatte es schon eine kleine Bauchwölbung zu sehen gegeben bei ihr? Hatte sie sich bereits mit der rechten Hand an den Unterleib gegriffen, als ob es dort etwas zu tragen gäbe? Waren die Blicke des Mannes von den Augen auf den Busen auf den Bauch der Frau gerutscht?

Er wusste es nicht.

Wann hatte Schmidt zuletzt mit René gesprochen?

Längst lief eine andere schlechte deutsche Serie mit schlechten deutschen Schauspielern und schlechten deutschen Schauspielerinnen, als Schmidt in das Gesicht eines ihm unbekanntem Menschen, der einen ihm unbekanntem Menschen spielte, hineinfragte: »Wann haben wir uns zuletzt gesprochen?«

Und das ihm unbekanntem Gesicht antwortete: »Damals eben, vor Weihnachten.«

Und Schmidt antwortete der ihm bekannten Stimme in dem ihm unbekanntem Gesicht: »So lange schon?«

Und die Stimme sagte: »Drei Monate.«

Und Schmidt sagte: »Fast vier.«

Und die Stimme sagte: »Dreieinhalb.«

Und Schmidt sagte: »Von mir aus.«

Und René's Stimme sagte: »Von mir aus.«

Und Schmidt sagte: »Nein.«

Und René fragte: »Was nein?«

Und Schmidt antwortete: »Du hast mir ein E-Mail geschickt.«

»Wann?«

»Anfang Februar.«

»Ach ja?«

»Ja.«

Und René fragte: »Was soll denn das für ein E-Mail gewesen sein?«

»Das weiß ich nicht mehr. Ich schau nach.«

Und René fragte: »Oder heißt es eine E-Mail?«

Schmidt griff unter seinen Unterschenkel, wo er die Fernbedienung fand, und schaltete den in einer Mondrakete explodierenden René in einer Free-TV-Premiere auf stumm.

Während er darauf wartete, dass sein Laptop hochfuhr, ging er auf und ab.

Sein Laptop war nicht der schnellste.

Dann öffnete er sein E-Mail-Programm und scrollte im Posteingang rauf und runter. Doch er fand nichts. Also scrollte er ein zweites Mal rauf und runter. Doch er fand nichts. Also schaute er bei den gelöschten E-Mails nach, in der Hoffnung, sie noch nicht endgültig gelöscht zu haben,

doch der Ordner ging nicht mehr weit zurück, er war ein ordentlicher Mensch und die E-Mail war weg.

»Was war es?«

»Wirklich, ich weiß es nicht.«

»Wahrscheinlich eines dieser lustig lustigen Pannen-videos.«

»Wahrscheinlich.«

»Ja.«

Und René fragte ernst: »Hast du gelacht?«

Und Schmidt antwortete: »Das war das Letzte, was ich von dir gehört habe.«

Und René ließ nicht locker: »Hast du gelacht?«

Und Schmidt sagte ernst: »Ich glaube nicht«, und überlegte, ob das stimmte, und es stimmte, aber vielleicht hatte er doch gelacht, allerdings nicht über das Video, sondern über René, der sowas immer wieder lustig fand.

Da fragte René: »Und heute? Heute hast du doch von mir gehört.«

»Ja. Stimmt. Heute habe ich von dir gehört.«

»Na also.«

»Ja.«

»Hast du gelacht?«

Schmidt saß vor dem Bildschirmschoner seines Laptops und schaute gebannt den altmodischen Windows-Fischen zu.

Und dann lachte er.

Allerdings nicht sehr laut und nicht sehr lang.

Der hatte vielleicht Nerven.

»Du hast vielleicht Nerven.«

Der hatte vielleicht Nerven. Müller, echt. Tot. Gestorben. Er soll nach Wien kommen. Eine heikle Angelegenheit. Polizei. Was Blöderes fällt dem wohl nicht ein?

René.

»Oder?«

Nein. Was Blöderes fällt dem nicht ein.

»Vorbei, Arschloch, vorbei, der erste April, der ist vorbei.«

Na gut, er hatte es geschafft, Schmidt für einen kurzen Moment reinzulegen, ja, ein wenig, ein kleines bisschen Unsicherheit und der Gedanke, es könnte tatsächlich stimmen, zugegeben.

Blöder Mensch.

»Du bist ein blöder Mensch, René, ein blöder Mensch.«

Ende der Leseprobe

Im Buchhandel, oder online erhältlich.
Als Hardcover mit Schutzumschlag,
oder als eBook auf allen Plattformen.